

Laudatio anlässlich des Festaktes zur Würdigung der Campusarchitektur

„Baukünstler der Atmosphären“

Einen wunderschönen guten Abend!

In den folgenden 17 Minuten möchte ich unter den Titel „Baukünstler der Atmosphären“ nicht nur über die hervorragenden Qualitäten des Campusgebäudes sprechen, sondern auch über den Prozess, der dorthin geführt hat.

Meine kleine Rede gliedert sich dabei in vier sehr unterschiedlich lange Abschnitte: 1. Wünschen, 2. Entwerfen und Planen, 3. Bauen, 4. Nutzen.

1. Wünschen

Ein Gebäude, das sich ganz intuitiv als Denkwerkstatt, Diskursarena, als geistiger Freiraum wie auch als Co-Working-Space erschließt, all das sollte unser neuer Campus sein. Zugleich sollte ein Gebäude entstehen, das die große Idee der abendländischen Universität feiert. Keine Lernfabrik, keine Disziplinaranstalt, keine Durchgangsschleuse für höhere Bildungszertifikate, keine exzentrische prahlerische Icon-Architecture. Nein, dieser Bau sollte jene Idee der Universität verkörpern, die der französische Philosoph Jacques Derrida „die unbedingte Universität“ nannte, als er schrieb: „Die Universität müsste also auch der Ort sein, an dem nichts außer Frage steht“. Gemeint ist damit ein Ort, der auch auf unbequeme Art dazu herausfordert, scheinbare Gewissheiten immer wieder zur Disposition zu stellen, der geistig anregend und vielfältig aufgeladen ist, und dazu auffordert, auch alles vermeintlich sichere Wissen kritisch zu durchleuchten. Ein solcher Ort ist ein beunruhigender, riskanter und zugleich höchst privilegierter Ort.

In Workshops, Vortragreihen, Arbeitsgruppen und einem daraus hervorgehenden Bau-Komitee mit dem schönen Titel „Fabulös“ wurden zwischen 2008 -2010 unter der Leitung von Katja Völker Ideen entwickelt, Wünsche und Anforderungen formuliert, die u.a. in Form einer Wunschwolke 2010 in den Auslobungstext für einen eingeladenen Wettbewerb eingingen. Hier waren Begriffe versammelt, die in einer gewissen Spannung standen. In das Aufgabenheft der Architekten wurden eine Reihe von Adjektiven geschrieben, von denen ich nur einige nenne: einladend, aneignungsoffen nachdenklich, kunstbegeistert, überraschend, kreativ, widerständig, einsichtig, kooperativ, experimentierfreudig, projektorientiert, neugierig, kommunikativ, schön.

Konkreter wurden die Anforderungen der damals noch 650 Studierende und 22 ProfessorInnen umfassenden Universität so formuliert: Ich zitiere den Ausschreibungstext: Die neuen Räumlichkeiten am Fallenbrunnen sollen neben den Anforderungen von Lehre und Forschung „auch für Großveranstaltungen mit bis zu 1.500 Gästen geeignet sein, z.B. für das jährliche Sommerfest, den Research Day oder Graduiertenfeiern. Die Universität ist ein äußerst lebendiger, gastfreundlicher Veranstaltungsort, der ständig wechselnden Nutzungen unterliegt: Vorträge, Workshops, Konzerte, Performances, Dinners, Symposien, Ausstellungen. Die flexible Nutzung besonders der großflächigen Bereiche wie: Foyer, Mensa und ein großer Vorlesungsraum sind hierfür besonders geeignet. Auch die Außenräume – zum

Innenhof und nach Süden zum Landschaftsraum - sollten einfach zu bespielen bzw. in Veranstaltungsformate zu integrieren sein.“

Und weiter hieß es: „Mit Betreten des Gebäudes muss erkennbar werden, dass es sich um einen Ort der Frage und des miteinander Arbeitens handelt, in dem Gäste herzlich eingeladen sind, teilzunehmen und sich einzubringen. Die Universität versteht sich als produktive Anregungsarena, dies sollen die Räume ausstrahlen.“

Darüber hinaus aber bestand eine Anforderung darin, die Verwaltung in bestimmter Weise zu ordnen, und schließlich vor allem aber auch innovative Lehrräume anzubieten. Zu den Lehrräumen hieß es im Auslobungstext: „Ihre Form soll zur Maximierung der möglichen Blickbeziehungen der Teilnehmer untereinander beitragen. (..) Die Wände sollen viel Tafel- oder Whiteboard Flächen vorhalten. Sie sollen »Beweglichkeit« in geistiger und materieller bzw. räumlicher Hinsicht ausstrahlen und dazu einladen, sich den Raum und was darin geschieht, selbst anzueignen.“

Und weiterhin besonders wichtig erschien ein respektvoller Umgang mit der historischen Bausubstanz der Falkkaserne.

Die fünf Maßgaben für die knapp 8000qm leiteten sich daraus ab:

- Qualität der Einbindung des Neubaus in das historische Gesamtensemble
- Innenräumliche Qualität und Angebote für informelle Kommunikation und Zusammenarbeit
- Nutzungsflexibilität
- Wirtschaftlichkeit (Investition und Betrieb)
- Identifikatorisches Potenzial als Katalysator für die Standortentwicklung des Fallenbrunnens

Sie merken, die Latte hing hoch. Die Anforderungen waren vielfältig und standen – wie gesagt – auch in einer gewissen Spannung zueinander.

Eine der zentralen Bau-Anforderungen bestand dabei nicht nur darin, Platz für konkrete Funktionsbereiche zu bieten, sondern auch eine ganz spezifische Arbeits-Atmosphäre zu erzeugen. Ja man könnte sogar sagen, dass die Inszenierung eines ganz bestimmten gemeinsamen geistigen Erlebnisraumes zu den ganz entscheidenden Bauaufgaben zählte und eine der wichtigsten Funktionen sein sollte. Als Universität, die sich auf die Fahnen schrieb, eine offene Art des Miteinanders von Lehrenden und Lernenden zu bieten und Lernen, Lehren, Forschen mit einem eigen-initiativen Geist verbinden wollte, sollte entstehen. Und dazu gehörte eine eigene Erlebnisdimension des Raumes. Diese atmosphärische Erlebnisqualität war also eine zentrale Nutzungsdimension. Das Inszenieren der Atmosphäre war mehr als ein „nice to have“. Das Erlebarmachen der Identität der Institution ZU gehörte mit zu den entscheidenden Bauaufgaben. Die Architektur sollte mithin nicht nur eine Hülle bieten, sondern selbst eine Haltung kommunizieren.

Das alles waren nun unsere Wünsche.

2. Entwerfen und Planen

Mehr als 100 Architekturbüros wurden von den MitarbeiterInnen der ZU und der Congena GmbH, die gemeinsam mit Katja Völcker das Projektmanagement in die Hand genommen hatte, ins Gespräch gebracht.

Diese Longlist wurde reduziert, es wurden Büros zum Kennenlernen eingeladen, die Vortragsreihe zum Thema „Wie baut man eine Universität?“ organisiert und schließlich sieben Büros zu einem eingeladenen Wettbewerb gebeten. Die Entscheidung wurde in einem anonymisierten Verfahren getroffen. Dies geschah in einem dank der brillanten Vernetzung von Maren Puffert von congenia mit fünf Architekturprofessoren recht prominent besetzten Preisgericht. Dessen Vorsitz hatte der an der Universität Stuttgart lehrende Architekturprofessor Markus Allmann inne. Zu den weiteren Mitgliedern zählten mit Bürgermeister Stefan Köhler und Marion Klose vom Stadtplanungsamt auch Vertreter der Stadt Friedrichshafen.

Das zehnköpfige Preisgericht tagte am 09.09.2010 und entschied sich mit 10 zu 0 Stimmen für den Entwurf des damals noch recht jungen Büros as-if.

As-if hatte zu diesem Zeitpunkt noch kein vergleichbar großes Bauvorhaben durchgeführt. In der Konkurrenz hatten sie gleichwohl teilweise sehr prominente Büros, die schon Erfahrungen im Hochschulbau mitbrachten, hinter sich gelassen. Zu nennen wären hier Baumschlager/Eberle, Gramazio & Kohler und Camenzind Evolution, letztere etwa sind die Erbauer des Google-Campus in Zürich.

Was aber war so überzeugend an dem Entwurf von as-if? Es waren drei Aspekte: Erstens die Offenheit und Durchlässigkeit, die fließenden Übergänge zwischen den unterschiedlichen Raumzonen und Funktionsbereichen, das Ineinanderlaufen von Bibliothek, Foyer, Mensa, Forum, Seminarräumen, Innen- und Außenraum, Alt und Neubau. Sogar die Treppen des Forums setzen sich nach draußen hin fort. So trat der Bau tatsächlich mit einladender Geste auf, ohne sich aufzudrängen. Und dies obgleich nahezu der gesamte Kasernenhof recht kompakt überbaut worden war. Durch die geschickt gesetzten eingeschnittenen Lichthöfe und die auch im Innenbereich verglasten Räume war gewährleistet, dass trotzdem ausreichend Licht ins Innere dringen konnte.

Der zweite Aspekt, der neben der fließenden Offenheit und Durchlässigkeit überzeugte, war der Umgang mit der alten Substanz. Ein Umgang, der zudem nachhaltig und kostenschonend war. Die kleinteilige Kasernenarchitektur, die in ihrer strengen Anordnung so ziemlich das Gegenteil einer aneignungsoffenen, beweglichen Raumstruktur verkörpert, wurde durch dynamisierte, geschwungene Raumzonen kontrastiert und in eine Spannung versetzt. Die alte Substanz wurde so nicht kaschiert oder überformt, sondern als mögliche Ordnung belassen und doch zugleich durch den sich anschmiegenden Neubau vollkommen umgedeutet. Die Substanz des Altbaus sollte als historische Bedeutungsschicht sichtbar und erlebbar bleiben, um eine Vieldeutigkeit des Gebäudes zu erhalten und auch gewisse Brüche und Widersprüche der Geschichte sichtbar zu machen. Die Disziplinararchitektur wurde in dem Entwurf so zu *einer* kontingenten Ordnung unter möglichen anderen Ordnungen und verlor so die Ausschließlichkeit und damit auch ihre drückende Autorität.

Wie konsequent die Architekten mit der alten Substanz umgehen würden, war dem Entwurf damals noch nicht in der ganzen Tiefe anzusehen. Dass einstige Außenwände zu Innenwänden wurden, der alte Schlepplputz mit all seinen Unebenheiten sichtbar bleiben würde, konnte man nur vermuten. Der heutige Effekt wurde denn auch durch die gelungene Farbgestaltung des Künstlers Harald F. Müller und seine subtil aufmüpfigen Setzungen, die leuchtenden Treppenhäuser, die silberne Fassade und die Tafelfarbe in der weiteren Ausführungsplanung noch gesteigert. Dass die alten Außenwände erlebbar bleiben, und sogar der Außenanstrich innen fortgesetzt wird, ging aus dem eingereichten Modell noch nicht

hervor, zählt aber ebenso zu den Feinheiten des Gebäudes wie die Dachterrasse als weiteres Erschließungsmoment mit Aufenthaltsqualität.

Interessant ist es, heute nochmals in den Akten zu lesen, dass einige Mitglieder des Preisgerichts die Notwendigkeit der Terrasse damals in Zweifel zogen. Heute zählt sie wohl zu den Highlights des Gebäudes und dies gerade auch durch das pittoreske Dach des Altbaus. Immer wieder fand gerade das in Friedrichshafen so kontrovers diskutierte Dach auch in der Architekturpresse und in den Laudationes für die späteren Preise lobende Erwähnung. So schreibt Kilian Kada in der ausführlichen Darstellung des Projektes im Begleitbuch zu den Finalisten des Preises des deutschen Architekturmuseums: „Die Dachterrasse wird an drei Seiten von dem steilen Satteldach des Bestandsgebäudes gefasst. Die nur partiell ausgebesserte Biberschwanzdeckung bietet ein erfrischend lebendiges Farbenspiel“
Soviel zum zweiten Aspekt, – dem Umgang mit der historischen Substanz–, der damals die Jury überzeugte.

Und der dritte Aspekt, der diesen Entwurf so bestechend machte, war die Erfindung einer neuen Raumkategorie, die so überraschend präzise zum Geist der Universität passt: Gemeint sind die fließenden Zwischenräume. Statt durch Gänge werden alle Räume im Neubau durch offene Raumzonen erschlossen, die sich zum Teil durch Vorhänge temporär abgrenzen lassen. – Letzteres ein Element, das erst in der Ausführungsplanung ergänzt wurde. Mit dem Konzept der Zwischenräume trafen As-if einen Nerv. Dies war genau die Lösung, um einen Bau für zufällige Kommunikation und für projektorientierte informelle Zusammenarbeit zu schaffen, bzw. in ihrer Nutzung nicht endgültig festgelegte offene Arbeitsräume zu bieten – Coworking-Spaces und Räume der Begegnungen.

3. Bauen

Nun ist es allerdings alles andere als selbstverständlich, dass ein solcher Entwurf auch umgesetzt werden kann. Dass dies gelungen ist, dafür war zunächst die unerwartet großzügige Spende der ZF die wunderbare Grundlage, die den Löwenanteil finanzierte. Später folgten weitere Unterstützungen von der Stadt und schließlich von der Zeppelin GmbH für die Ausstattung und von Siegfried Weishaupt für die Kunst am Bau. Für dieses Vertrauen möchte auch ich an dieser Stelle nochmals bedanken!

Was nun den Bauprozess anbelangt, so bestand eine ganz besondere Qualität in der großen Sorgfalt aller Beteiligten und in der Zusammensetzung der großartigen Einzelgewerke. Dabei gab es eine ständige Prüfung alternativer (nicht selten kostensparender) Ausstattungsdetails. Auf beinahe alles schauten acht oder mehr Augen.

In Zeiten, in denen meist Generalunternehmer die Gesamtausführung betreiben, möchte ich diese Zusammenarbeit an dieser Stelle ganz besonders betonen. Herausheben möchte ich auch die Projektsteuerung unter der ungemein sensiblen und detailgenauen Leitung durch Maren Puffert und von Bauherrenseite, der ungemein genauen immer wieder rückfragenden Leitung von Kajta Völcker. Zur Erstellung des Baus gehörten neben einer großen Reihe lokaler Gewerke die Tragwerksplanung von Hörnicke, Hock, Thieroff Ingenieurgemeinschaft, die Haustechnik von Schreiber Ingenieure Ulm, die Planung von Neher Butz, Konstanz, die Bauphysik und die Akustik ISRW Klapdor GbmH, Berlin, die Lichtplanung von studio dinnebier, der Brandschutz von Peter Stanek, die Landschaftsarchitektur von Atelier Le Balto, Berlin, die Fassadenplanung von KuB Fassadentechnik, Schwarzach, Österreich, mit der übrigens auch der zweite Preis bei der Verzinker Innung gewonnen wurde, das

künstlerische Farbkonzept von Harald F. Müller, Singen und die Dachsanierung durch die Firma Hummel aus Heiligenberg – um nur einige zu nennen.

Ohne die vorbildliche Teamorientierung der Architekten und das strenge

Qualitätsbewusstsein aller Beteiligten wäre es niemals zu diesem Bau gekommen und hätte er sicher nicht diese Preiswürdigkeit erreicht. Aber genau diese kooperative Haltung zeichnet as-if und das gesamte Projektmanagement aus. Nicht nur, dass Paul Grundei und Stefanie Kaindl auf all jene Detailanforderungen, die im weiteren Planungsprozess selbst erst deutlich wurden, stets eine überzeugende Lösung fanden: Es hat auch allen Beteiligten ganz schlicht Freude gemacht, zusammenzuarbeiten und mit einem dann doch vergleichsweise begrenzten Budget etwas Preiswürdiges zustande zu bringen.

Was Stephanie Kaindl und Paul Grundei von vielen Architekten unterscheidet – und das mag überraschen - ist, dass sie sehr genaue Zuhörer sind, die dann mit feinsinnigen Lösungen überraschen, ohne davon großes Aufhebens zu machen. So kommt es auch, dass heute eigentlich keiner mehr genau sagen kann, wie es zu der Idee kam, die gesamte Universität in eine Schreiboberfläche zu verwandeln.

Lassen Sie mich zum letzten Punkt kommen:

4. Nutzen

Eine aneignungsoffene Architektur, die Schreibfläche und Denkraum ist und den inszenatorischen Rahmen für eine Denkgemeinschaft bieten möchte, macht vielleicht in besonderer Weise deutlich, dass sie erst durch die Nutzung realisiert wird. Jeder Freiraum ist gerade deshalb ein so knappes Gut, weil er nie ein für alle Male gewährleistet ist. Jeder Freiraum bleibt stets ein umkämpftes Terrain. Wir haben diesen Freiraum geschenkt bekommen und verpflichten uns mit diesem Geschenk und all der Anerkennung auch, uns diesem Geschenk als würdig zu erweisen.

Und so hoffe ich, dass dieses Haus vielleicht auch weiterhin Impulsgeber bleibt für seine Nutzer und die Umgebung. So möchte ich schließen mit der Überlegung von Doris Kleinlein, die in ihrem Artikel zu unserem Campus in der Bauwelt schreibt: „Warum sollte man nicht das ganze Quartier für Aneignung offenhalten? Was würde passieren, wenn man die Haltung der Architektur im Städtebau weiterstrickt? Der Fallenbrunnen könnte ein lebendiges, gemischtes Quartier werden. Der erste Baustein steht bereits.“

Ich danke für die Aufmerksamkeit!